

Rittmeister Brand.

14]

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

15.

Sophie kehrte in freudiger Stimmung heim. Sie war nicht erstaunt, Brand da zu finden. Madame Amélie hatte ihr gesagt, daß er ihr abraten werde, das Anerbieten des Herrn Weiß anzunehmen, und:

„Einen einmal gefaßten Entschluß lang hinauszuschieben, liegt nicht in ihrer Art . . . Aber denken Sie, jährlich zweitausend Gulden!“

Daß ihr Talent, ihre Tätigkeit so hoch angeschlagen wurde, erfüllte sie mit einem wahren Glücksgefühl. Wenn sie auf den Vorschlag, den Amélie ihr gemacht hatte, einging, war sie sorgenfrei, hatte die Möglichkeit, ihre Kinder gut zu nähren und zu kleiden. „Erwägen Sie, was das heißt,“ rief sie aus.

„Es heißt viel,“ versetzte Brand. „Sich aber täglich für zwölf Stunden von ihnen trennen und sie der Obforge der Dienerin überlassen, heißt mehr.“

„Pauline ist brav, und meine Kinder sind gehorsam. Georg hält sein Wort wie ein Mann; ich weiß, was ich mir von ihm versprechen lasse, geschieht. Die Trennung an jedem Morgen wird mir freilich schwer werden, aber was erträgt man nicht, wenn man weiß, in zwei Jahren wird alles besser. Und das wird sein, denn ich darf jetzt hoffen, in zwei Jahren meine verpfändete Pension eingelöst zu haben.“

„So haben Sie angenommen . . .“

„Noch nicht. Ich habe mir eine acht tägige Bedenkzeit ausgeben, obwohl Madame Amélie anfänglich auf sofortiger Entscheidung bestand und den Grund meines Zögerns durchaus kennen wollte. Ich konnte ihr ihn nicht sagen, diesen einzigen Grund . . . es ist unmöglich — und auch vielleicht höchst lächerlich . . . In meinen Jahren sollte ich doch die Furcht vor der Zudringlichkeit eines Frechlings überwinden können, der seine albernen Späße gewiß einstellen würde, wenn ich den Mut fände, ihn einmal derb abzuweisen.“

„Fragen Sie Pauline, welchen Spaß der Frechling sich eben erst machen wollte,“ sagte Brand und schilderte ihr kurz und lebhaft, was zwischen ihm und Eduard vorgefallen war.

Sophie schüttelte den Kopf. Sie war mit seiner Handlungsweise nicht einverstanden; ihr schien, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, eine Uebereilung! Er und eine Uebereilung! Wie kann man seinem Charakter so untreu werden?

Diетrich suchte sich zu rechtfertigen. Er war mit den Gepflogenheiten des Hauses schon bekannt genug, um zu wissen, daß um diese Stunde höchstens der schwarze Kater sich im Hofe aufhielt. Pauline ist die einzige, meinte er, der man zu erklären braucht, wieso der Herr Chef zwar durch die Tür herein, aber nicht mehr durch die Tür hinaus spazierte.

Sophie nahm den Hut ab und die altmodische Mantille, die sie sorgfältig zusammensaltete, damit das vielfach geflickte Futter nicht zum Vorschein komme. Dann setzte sie sich an den Wertisch und fing an, eine Haube zu montieren.

Sie sah am Fenster im vollen Licht des sonnigen Tages und Dietrich ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf sie gerichtet. Ihre Wangen waren leicht eingefallen, ein Zug von Schwermut spielte um den Mund mit seinen etwas zu blaffen Lippen. Sie sah in diesem Augenblick nicht jünger aus als ihren Jahren entsprach. Nur ihre schönen, kunstfertigen Hände waren ganz unverändert geblieben und lösten mit bewunderungswürdigem Geschick und erstaunlicher Leichtigkeit ihre heikle Aufgabe. Der kleine Finger der Rechten, der selbst am wenigsten leistete, schien der geistige Urheber all des Geleisteten zu sein, schien zu prüfen, zu leiten, sanft geründet Beifall zu spenden, jäh ausgestreckt Bedenken zu erheben. Brand betrachtete ihn und hätte ihn küssen mögen, bezwang sich aber und blieb regungslos: ein stiller Beobachter, aus dem allmählich ein gekränkter wurde. Etwas von dem, was in ihm vorging, hätte Sophie doch erraten müssen.

War's möglich, daß der Kampf, den er mit seinem über-vollen Herzen kämpfte, von ihr unbemerkt blieb? Nur absolute Gleichgültigkeit kann eine scharfsichtige und gütige Frau so blind und grausam machen. Sophie war sich seiner Anwesenheit wohl gar nicht mehr bewußt, sie hatte ihn ver-gessen über den Spitzen und Bändern, aus denen sich immer deutlicher ein wunderhübsches, kopfpugartiges Ding gestaltete, das sie nun in die Höhe hielt und aus einiger Entfernung prüfend ansah.

„Nein, das könnt ich nicht,“ rief Dietrich plötzlich aus. Sie lachte.

„Das glaub ich, daß Sie das nicht können.“

Er hatte aber etwas ganz anderes gemeint. Er hatte gemeint: Ich könnte einen Menschen, der mich liebt, der blutig bereit, mich nicht schon einst geliebt zu haben wie jetzt, dem sein ganzes Leben und alles was er hat, erst dann etwas wert würde, wenn er es mir darbringen dürfte, nicht so neben mir sitzen lassen, ohne ihm ein Zeichen der Teilnahme zu geben.

Die Kinder waren zurückgekehrt. Man hörte sie in der Küche laut und eifrig sprechen; Annelief herein und mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu.

„Wir sind gefahren, so weit, so geschwind, in einem zu-gemachten Wagen. Und Fräulein Julie sagt, wenn wir andere Kleider haben werden, werden wir in einem offenen Wagen fahren. Und jetzt sind wir wieder da.“

Georg folgte der Schwester bald nach. Sein melancho-lisches Gesichtchen war freudig belebt, aber der ihm ungewohnte Ausdruck erlosch plötzlich, er richtete die dunkeln Augen finster auf Brand, zögerte einen Augenblick und kehrte auf der Schwelle wieder um.

„Sehen Sie nun,“ sprach Sophie, „so ist er. Daß er nicht alles findet, wie er sich's wahrscheinlich vorher ausgemalt hat, daß Sie da sind, daß Annelief ihm zugekommen ist mit ihrer Begrüßung, macht ihn unglücklich, verdirbt ihm die Laune für den Rest des Tages. Ein anderes Kind würde man strafen. Ich hab es ja auch bei ihm mit Strenge ver-sucht, aber immer bereit. Er leidet zu viel darunter, die Strafe steht außer Verhältnis zu dem Vergehen.“

Sie hatte die Kleine auf ihren Schoß gehoben, und das Kind umschlang den Hals der Mutter mit beiden Armen und war glücklich.

Brand hatte sich kerzengerade auf seinem Sessel auf-gerichtet. „Gnädige Frau,“ sagte er, „ich wiederhole meine schon neulich gestellte Bitte: Vertrauen Sie Ihren Sohn meiner Leitung an, überlassen Sie mir seine Erziehung.“

Sophie erhob die Augen zu ihm, sah ihn dankbar an, aber sie schwieg.

„Tun Sie's,“ fuhr Dietrich fort. „Georg soll es gut haben bei mir, es soll ihm an nichts fehlen, auch nicht an weiblicher Pflege. Diese liebe ihm eine höchst anständige Person zuteil werden, Frau Magdalena Peters, die Mutter meines Täuflings, Dietrich Peter Peters.“

„Sie haben alles erwogen, ich seh's,“ versetzte Sophie freundlich, ja herzlich, und dennoch Klang eine leise Ironie aus ihrem Tone. „Aber man mag sich etwas Unbekanntes noch so deutlich vorstellen, wenn es in Wirklichkeit an uns herantritt, überrascht es doch immer. Sie wissen nicht, was Sie sich aufbürden wollen . . . Ich habe es schon einmal ge-sagt — ein Kind, in Ihrem gewiß schönen, musterhaft ge-führten Haushalt . . .“

„Ein Kind?“ fiel er ihr ins Wort. Zwanzig Kinder tummeln sich wöchentlich einmal bei mir herum. Ich gebe Coireen, Erziehungs-Unterhaltungen . . . Ihr Sohn ist feierlich geladen. Gestatten Sie mir, meinen Beruf auch an ihm zu erfüllen; es würde vielleicht nicht ohne Nutzen für ihn sein. Für mich — was freilich kaum in die Waagschale fällt — wäre es ganz gewiß ein Glück. Lassen wir's auf eine Probe ankommen, gnädige Frau. Natürlich müßte ich vor allem trachten, Georg an mich zu gewöhnen, seine Nei-gung zu erringen. Ich würde am liebsten morgen schon den ersten Versuch machen und ihn abholen kommen zu einem Spaziergang, wenn Sie es erlauben.“

„Gern, wie gern, und ich danke Ihnen.“ Sie war ver-legen und gerührt und sprach nichtsam. „Ich danke, und

in einem Atem bitte ich auch . . . Was die Antwort betrifft, die Madame Vernon in acht Tagen von mir erwartet — Herr Rittmeister, da lassen Sie mich allein entscheiden. Raten Sie nicht ab, suchen Sie nicht, mich zu beeinflussen. Ich muß in dieser Sache ganz frei, ganz nach eigener Einsicht handeln.“

„Wenn ich nicht abraten darf,“ erwiderte Brand schmerzlich, „darf ich Sie während der Bedenkzeit, die Sie sich bedungen haben, nicht sehen, nicht sprechen, denn sonst . . .“

Er wurde durch das Eintreten Paulinens unterbrochen, die den Tisch zu decken kam.

„Warten Sie,“ rief Sophie ihr hastig entgegen und errötete über und über; sie wollte keinen Zeugen haben bei ihrer ärmlichen Mahlzeit.

Brand empfahl sich, und es tat ihm bitter weh, daß ihr Abschiedswort lautete:

„Auf Wiedersehen also, in acht Tagen.“

Unter dem Tore wurde er von der Hausmeisterin erwartet.

Sie schlich auf ihn zu, eine lächelnde Hyäne, warf einen spähenden Blick in die Runde, konnte nirgends einen Lauscher entdecken und sprach:

„Gob'n e'n beim Fenster 'nausg'schmih'n! Recht is ihm g'scheg'n. Nur schod, daß mer kein' dritt'n Stock hob'n.“

„Ich habe niemand zum Fenster hinausgeworfen,“ erwiderte Brand.

„No, versteht si!“ Sie lächelte verschmikt, und jetzt erinnerte sie an ein Krokodil. „Ton hoben's es nit, aber hundertmolverdient hätt's der Schuft, der miserabliche. Schon weg'n den jung'n Ding von do drib'n. So an arm's jung's Ding. Die Eltern sein Schneiderleit, brave Leit und 's Mäd'l war a brav . . . Bis der Schuft — aber dös steht ihm no ins Haus, dös wird sei Gnädige erföhren, ob 's es g'freit oder nit . . . Jetzt'n hot er's satt, dös arme Ding, und handlet gern an mit un'rer Frau von Miller. No jo, so an einsichtiges Frauenzimmer wär ihm holt kommod, 's is a Glück, daß der gnä' Herr zum Recht'n seg'n und ihn 'nauspfeffern.“

„Frau Hausbesorgerin, ich habe ihn nicht hinaus „gepfeffert“, ich habe ihn ersucht, sich selbst an die frische Luft zu setzen,“ sprach Brand ernst und nachdrücklich.

„Wenn er nur g'setzt ist, wenn's 'n nur obg'schofft hob'n. Wie S'n obg'schofft hob'n“ — sie fuhr mit dem Arme durch die Luft, als ob sie etwas Schweres beiseite bringen und für immer begraben wollte, und lehnte dann betruernd ihre Rechte auf die Brust: „Dös bleibt bei mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwyler Geschichte von Gottfried Keller.

11) Nachdruck verboten.
Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelturme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das sich in Brenchens einst buntbemalte Bettstatt hineinstellte, den Kopf gegen den mit verblühten Sternen bedeckten Himmel derselben stemmte und, ein zweiter Simson, die zwei vorderen, zierlich geschnitten Säulen faßte, welche diesen Himmel trugen. Als Brenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachschaute und den wandelnden Tempel zwischen den Gärten sah, sagte es: „Das gäbe noch ein artiges Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tischchen und ein Bänklein daren stellte und Binden darum herumfäde. Wolltest Du mit mir darin sitzen, Sali?“ — „Ja, Vereeli, besonders wenn die Binden aufgewachsen wären.“ — „Was stehen wir noch?“ jagte Brenchen, „nichts hält uns mehr zurück.“ — „So komm und schließe das Haus zu. Wenn willst Du denn den Schlüssel übergeben?“ — Brenchen jah sich um. „Hier an die Hellebarde wollen wir ihn hängen; sie ist über hundert Jahre in diesem Hause gewesen, habe ich den Vater oft sagen hören, nun steht sie da als der letzte Wächter!“ — Sie hingen den rostigen Hauschlüssel an einen rostigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Brenchen wurde aber bleicher und verhißte ein Weilchen die Augen, daß Sali es süßen mußte, bis sie ein Duzend Schritte entfernt waren. Es sah aber nicht zurück. „Wo geh'n wir nun zuerst hin?“ fragte es. — „Wir wollen ordentlich über Land gehen,“ erwiderte Sali, „wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann schon einen Tanzplatz finden.“ — „Gut!“ sagte Brenchen, „den ganzen Tag werden wir beisammen sein und gehen, wo wir Lust haben. Jetzt ist mir aber elend, wir wollen

gleich im anderen Dorf einen Kaffee trinken!“ — „Versteht sich!“ sagte Sali, „mach nur, daß wir aus diesem Dorfe wegkommen.“

Bald waren sie auch im freien Felde und gingen still nebeneinander durch die Fluren; es war ein schöner Sonntagmorgen im September, keine Wolke stand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnisvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmonische tiefe Geläute einer reichen Ortschaft, dort die geschwägigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen, armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieses Tages werden sollte, und gab sich einzig der hoch aufatmenden, wortlosen Freude hin, sauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die sich von Rechts wegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagstille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erschütternd durch die Seele: denn die Liebe ist eine Glode, welche das Entlegenste und Gleichgültigste wieder tönen läßt und in eine besondere Musik verwandelt. Obgleich sie hungrig waren, dünkte sie die halbe Stunde Weges bis zum nächsten Dorfe nur einen Kapensprung lang zu sein, und sie betraten zögernd das Wirtshaus am Eingang des Ortes. Sali bestellte ein gutes Frühstück, und während es bereitet wurde, sahen sie mäuschenstill der sicheren und freundlichen Wirtshaus in der großen, reinlichen Gaststube zu. Der Wirt war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus, und Brot aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrot holten oder ihren Frühschoppen tranken. Die Wirtin, eine artige und saubere Frau, pugte gelassen und freundlich ihre Kinder heraus, und soweit eines entlassen war, kam es zutraulich zu Brenchen gelaufen, zeigte ihm seine Herrlichkeiten und erzählte von allem, dessen es sich errennte und rühmte. Wie nun der wohlwollende starke Kaffee kam, setzten sich die zwei Leuten schüchtern an den Tisch, als ob sie da zu Gast gebeten wären. Sie ermunterten sich jedoch bald und küßerten bescheiden, aber glücklich miteinander; ach, wie schmeckte dem ausblühenden Brenchen der gute Kaffee, der fetten Rahm, die frischen, noch warmen Brötchen, die schöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Lederbissen da waren! Sie schmeckten ihm, weil es den Sali dazu ansah, und es ah so vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefast hätte. Dazu freute es sich über das feine Geschirr, über die silbernen Kaffeelöffelchen, denn die Wirtin schien sie für rechtliche, junge Leuten zu halten, die man anständig bedienen müsse, und setzte sich auch ab und zu plaudernd zu ihnen, und die beiden gaben ihr verständigen Bescheid, was ihr gefiel. Es ward dem guten Brenchen so wohlthunig zumute, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit seinem Schatz herumzuschweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gastlichen Stube bleiben, um wenigstens auf Stunden sich an einem stattlichen Orte zu Hause zu träumen. Doch Sali erleichterte die Wahl, indem er ehrbar und geschäftig zum Aufbruch mahnte, als ob sie einen bestimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirtin und der Wirt begleiteten sie bis vor das Haus und entließen sie auf das wohlwollendste wegen ihres guten Benehmens trotz der durchscheinenden Dürftigkeit, und das arme, junge Blut verabschiedete sich mit den besten Manieren von der Welt und wandelte fittig und ehrbar von hinnen. Aber auch als sie schon wieder im Freien waren und einen stundenlangen Eichwald betraten, gingen sie noch in dieser Weise nebeneinander her, in angenehme Träume vertieft, als ob sie nicht aus zaun- und elend-erfüllten, vernichteten Häusern herkämen, sondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Brenchen senkte das Köpchen tiefinnig gegen seine blumengeschmückte Brust und ging, die Hände sorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten, feuchten Waldboden, Sali dagegen schritt schlaun aufgerichtet, raich und nachdenklich, die Augen auf die festen Eichenstämme geheftet, wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vorteilhaftesten fällen soll. Endlich erwachten sie aus diesen vergebllichen Träumen, sahen sich an und entdeckten, daß sie immer noch in der Haltung gingen, in welcher sie das Gaithaus verlassen, erröteten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber Jugend hat keine Tugend; der Wald war grün, der Himmel blau und sie allein in der weiten Welt, und sie überließen sich alsbald wieder diesem Gefühl. Doch blieben sie nicht lange mehr allein, da die schöne Waldstrafe sich belebte mit lustwandelnden Gruppen von jungen Leuten sowie mit einzelnen Paaren, welche schäfernd und singend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben so gut ihre ausgesuchten Promenaden und Lustwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterschied, daß dieselben keine Unterhaltung lösten und noch schöner sind; sie spazieren nicht nur mit einem besonderen Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reisenden Felder, sondern sie machen sehr gewählte Gänge durch Gebölze und an grünen Galden entlang, setzen sich hier auf eine anmutige, fernsichtige Höhe, dort an einen Waldrand, lassen ihre Lieder ertönen und die schöne Wildnis ganz behaglich auf sich einwirken; und da sie dies offenbar nicht zu ihrer Bönitzung tun, sondern zu ihrem Vergnügen, so ist wohl anzunehmen, daß sie Sinn für die Natur haben, auch abgesehen von ihrer Nüchlichkeit. Immer brechen sie etwas Grünes ab, junge Tuschchen wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufsuchen, und selbst steife Landmänner in den besten Geschäftsjahren, wenn sie über Land gehen,

schneiden sich gern eine schlanke Gerte, sobald sie durch einen Wald gehen, und schälen die Blätter ab, von denen sie nur oben ein grünes Büschel stehen lassen. Solche Rute tragen sie wie ein Szepter vor sich hin; wenn sie in eine Amtsstube oder Kanzlei treten, so stellen sie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergessen aber auch nach den ernstesten Verhandlungen nicht, dieselbe läuberlich wieder mitzunehmen und umverkehrt nach Hause zu tragen, wo es erst dem kleinsten Söhnchen gestattet ist, sie zugrunde zu richten. Warum tun sie dies? — Als Sali und Brenchen die vielen Spaziergänger sahen, lachten sie ins Häutchen und freuten sich, auch gepaart zu sein, schlüpfen aber seitwärts auf engere Waldpfade, wo sie sich in tiefen Einsamkeiten verloren. Sie hielten sich auf, wo es sie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel stand, trübte auch keine Sorge in diesen Stunden ihr Gemüt, sie vergaßen, woher sie kamen und wohin sie gingen, und benahmen sich so fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Brenchens niedlicher, einfacher Aufpusz so frisch und unverfehrt blieb, wie er am Anfang gewesen war. Sali betrug sich auf diesem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landburche oder der Sohn eines verkommenen Schenkwirtes, sondern wie wenn er einige Jahre jünger und sehr wohl erzogen wäre, und es war beinahe komisch, wie er nur immer sein feines, lustiges Brenchen ansah, voll Bärtlichkeit, Sorgfalt und Achtung. Denn die armen Reutchen mußten an diesem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und sowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen, als das leidenschaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Anzengrubers guter Rat.

Eine Erinnerung von Peter Rosegger.

Obwohl Peter Rosegger schon mehrere autobiographische Schriften veröffentlicht hat, gibt es in seinem langen, arbeitsreichen Leben doch viele „Sachen, die sonst niemand angemerkt hat und niemand weiß“. Von diesen will er in der neuen Folge seines Weltlebens erzählen, die demnächst als „Erinnerungen eines Siebzigjährigen“ im Verlage von L. Staadmann in Leipzig erscheinen werden. Aus den Aushängebogen des trefflichen Buches, das Erlebnisse aus verschiedenen Lebensabschnitten des Dichters lose aneinandereiht, so manche Lücke in der Autobiographie ausfüllt und Dinge und Personen, die im Leben Roseggers eine Rolle gespielt haben, vertieft behandelt, können wir bereits heute einen besonders anziehenden Abschnitt mitteilen, in dem Rosegger von seinem Freunde Anzengruber erzählt, dem er übrigens schon früher einmal — in dem Buche „Gute Kameraden“ — ein Blatt der Erinnerung gewidmet hat.

Anzengrubers „Meineidbauer“ war gerade von einem Aushilfskritiker mit den klassischen Worten abgetan worden: „Wieder die alte Leier von zwei Liebesleuten, die sich heiraten möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird dieses Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu tun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großnecht des Kreuzweghofbauers die Bronn kriegen wird oder nicht.“ Kurz darauf traf Rosegger mit Anzengruber in Graz zusammen, und die beiden Dichter unterhielten sich lustig über die Rezension. Das Gespräch und das drollige Erlebnis, das sich daran schloß, erzählt Rosegger nun folgendermaßen:

„Mergerlich sind solche Zeitungsgeschwätze, sagte ich. Er blieb stehen; durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Mergerlich? Steht dieses Wort in Ihrem steirischen Volkswörterbuch? Ich glaub's nicht. Das Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen.“

Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen; aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner Pfiffelstimme scharf betonend und pointierend, dann war es der Mühe wert, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge fusionieren uns,“ fuhr er fort, „physischer Schmerz, Kummer und Aerger. Die ersten sind Löwen; der Aerger ist ein Windhund. Und doch belästigt er uns am meisten, wenn man das Ristwies nicht zum Teufel jagt. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermangelung eigener Ferkung auf fremdem Felde Halme sammelt. Heber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben.“

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling gehe es dort viel schlechter. Jedes neue Wort von ihm müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgrasse) Spießruten laufen.

„Die Zeitungen schaden nicht viel,“ antwortete Anzengruber; „höchstens macht das beständige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt man: einen Dichter auf warmem Weg auflesen. Uebrigens hat die Lesewelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungsrezensenten herum nach dem Buch. Beim Theater

ist das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verstellen. Die Operettenleute jetzt: wie sie hüpfen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen! Was es beim Theater für Trugschleicherei gibt, davon haben Sie keine Ahnung.“

Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zerfetzt? fragte ich.

Er lachte. „Mit einem solchen halte ich's gar nicht. Es gibt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung. Die ehelichen und die hundsöttischen. Den ersten kann man, ist man jütl wohl-gelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man tut's nicht. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik wie der Kritiker. Die hundsöttischen; nun: die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie sehen auch schon instinktiv nichts anderes voraus, als das Schweigen der Verachtung.“

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging von der Kaffeehauspromenade her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Meineidbauer“ und teilte das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntheit machen wolle, fragte ich neidend. „Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen,“ antwortete Anzengruber: „ich will derweil hinterdrein gehen mit meinem Freunde Gruber.“

Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komödiant in den Schmierer zu erfragen gewesen. Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber“, machte mich an den kleinen Zeitungsschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauernrama.

Anfangs wollte er anstucifen, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund dieser rührseligen Schnupstücherdramatik; man habe schon an der Birsch-Pfeiffer genug; wenn nun auch diese Dorfgeschichtenberzapper anfangen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern Stallunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Musestempel einmal gründlich austräuchern, und zwar mit starkem Kraut.

Hinter uns hörte ich ein Rasenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihm etwas Besonderes aufstieg.

Ich ließ meinen Rezensenten weiter an. Ob denn dieser „Meineidbauer“ wirklich so unter aller Kritik sei. Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe wert!“ versicherte der junge Mann.

„Aber die Wiener Presse hat ja diesmal mit Respekt, sogar mit Begeisterung das Stück besprochen.“

„Die Wiener Presse! Ich bitte Sie! Da ist ja alles Koterie untereinander.“

Sinten schnaubte es stärker.

„Im vierten Akt soll ja eine großartige Szene sein,“ sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben,“ antwortete der Rezensent leichtthin. „Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Dr. R. ein, der verhindert war. Und offen gesagt: nach den ersten Szenen hatte ich genug. Dann ging ich zu Kollegen ins Bierhaus.“

Nun war der von hinten uns an der Ferse. Der kleine Zeitungsschreiber erschraf, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach sämftiglich:

„Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages wert. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritisiert haben!“

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie das vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stehe der Dichter des Meineidbauers.

Eine Menge Säbe der Entschuldigung begann er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben hinaus. Sein Antlitz spielte fleckig in allen Farben. Da befahl den Dichter ein menschliches Nühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich:

„Lassen Sie sich einen guten Rat geben, mein Herr: bleiben Sie beim Bier!“

Kleines Feuilleton

Zwischen Leben und Tod.

Es ist eine wohlbekannte Erscheinung, daß es zwischen dem Lebendigen und Toten keine unerrückbare, feste Grenze gibt. Seit man „flüssige Kristalle“ fand, ist es zum Beispiel recht zweifelhaft geworden, ob das Leben nicht bereits das tot geglaubte Mineralreich durchdringt.

Aber solche Zweifel schwinden desto mehr, je höher wir auf der Stufenleiter der lebendigen Wesen steigen. Wenn bei dem Menschen „alle Pulse stocken“, wenn die Temperatur seines Körpers von der Normalhöhe von etwa 37 Grad bis unter 25 Grad fällt, so wird es niemandem einfallen, daran zu zweifeln, daß hier die Grenze zwischen Leben und Tod bereits überschritten ist. Und was von dem Menschen gilt, das gilt überhaupt von höher organisierten Tieren.

Wenn der Stoff- und Kraftwechsel im Organismus dauernd stockt, so ist die Zeit für ihn vorbei.

Dem russischen Forscher P. J. Bachmetjew-Moskau verdanken wir die Entdeckung eines neuen Zustandes, in den der höhere Organismus verfiert werden kann. Es ist der Zustand der Anabiose, des suspendierten Lebens und des noch nicht eingetretenen Todes. Der Organismus befindet sich dauernd auf des Messers Schneide zwischen Leben und Tod; ein Rud — und die Entscheidung ist gefallen. Aber bis dahin — und das ist das allerwichtigste dabei — steht im Organismus alles still: er schreitet nicht fort und mußt sich nicht ab. Wie ist ein solches Wunderwerk möglich?

Die Versuche, bei denen Bachmetjew die Anabiose entdeckte, erstreckten sich zunächst auf solche Organismen, die keine eigene Körpertemperatur besitzen. Ein Schmetterling z. B. nimmt, wenn er sich in Ruhe befindet, ohne weiteres die Temperatur der Außenluft an. Der Forscher stellte sich nun die Frage: wie weit liegen die Temperaturgrenzen auseinander, unter denen so ein Schmetterlingsleben sich bewegt? Bei 46 Grad Wärme stirbt der Schmetterling ab. Bei Abkühlung bis 10 Grad Kälte kann er gleichfalls nicht mehr ins Leben gerufen werden. Aber bereits bei 4 1/2 Grad Kälte fand Bachmetjew alle Körpersäfte festgefroren. Der Stoff- und Kraftwechsel ruht also bereits von dieser Temperatur an. Der unter 4 1/2 Grad abgekühlte Schmetterling lebt nicht mehr. Aber gestorben ist er auch nicht: er kann noch durch Aufwärmung wieder ins Leben gerufen werden. Wie ein aufgezoogenes aber doch nicht in Gang gebrachtes Uhrwerk schwebt auch der Organismus des Schmetterlings in den Temperaturgrenzen von -4 1/2 Grad bis -10 Grad zwischen der Ruhe des Todes und der Bewegung des Lebens.

Dieser Zustand ist Anabiose. Kann Anabiose auch bei Warmblütern erzeugt werden? Auf den ersten Blick scheint es ein Ding der Unmöglichkeit. Der Mensch stirbt, wenn seine Körpertemperatur bis unter 25 Grad Wärme sinkt; der Hund ist tot bei +22 Grad Eigentemperatur, die Maus bei +18 Grad. Es ist eben das Merkmal von Warmblütern, daß bei ihnen die Lebensprozesse an eine bestimmte, von den äußeren Temperaturschwankungen unabhängige Eigentemperatur gebunden sind.

Es gibt jedoch Warmblüter, die in gewisser Hinsicht eine Ausnahme von der Regel bilden. Es sind das solche, die den Winterschlaf durchmachen. Hierzu gehört u. a. die Fledermaus. Bei diesen Tieren hat die Körpertemperatur im Sommer eine bestimmte normale Höhe. Im Winter richtet sie sich jedoch nach der Temperatur der umgebenden Luft.

Bachmetjew nahm schlafende Fledermäuse und kühlte sie ab. Bei -7 Grad hörte der Stoff- und Energiewechsel auf. Bei -9 Grad trat der Tod ein. Innerhalb dieser Temperaturgrenzen befand sich das Tier in dem Zustand der Anabiose. Mit bewegten Worten beschreibt er die eigene und seines Mitarbeiters Bestürzung, als bei der vollständig vereisten Fledermaus das vordere noch eisharte Herz, wieder aufgewärmt, ganz normal zu schlagen begann!

Der Zustand des Winterschlafes zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß das Blut des Tieres ein erhöhtes Quantum Kohlensäure enthält. Und es sind bereits erfolgreiche Versuche gemacht worden, die Tiere, welche sonst den Winterschlaf nicht kennen, durch Zusatz von Kohlensäure zum Blute in den Winterschlaf zu versetzen. Es soll möglich sein — so folgert Bachmetjew — jeden Warmblüter, den Menschen nicht ausgenommen, zu einem Winterschläfer zu machen. Und dann? Dann wird sich auch der Zustand der Anabiose bei jedem von ihnen erzwingen lassen. . . .

Der Forscher sieht schon im Geiste gewaltige praktische Umwälzungen, die seine Entdeckung bringen wird. Die Wiener fressen im Winter einen großen Teil ihres Honigvorrates auf. Man bringt sie in einen Kühlraum, wo die Temperatur nicht unter -10 Grad sinkt und nicht über -5 Grad steigt. Dann brauchen sie nichts zu fressen und werden doch im Frühjahr wieder lebendig. Oder: es gibt viele für Menschen schädliche Insekten, die aber selbst von kleinen Schmarotzern verfolgt werden. Nicht immer sind solche Schmarotzertieren gleich zur Hand. Man versetze sie aber in den Zustand der Anabiose und dann wird man immer in der Lage sein, sie gegen Schädlinge zu verwerten.

Die wichtigste Anwendung der Anabiose soll jedoch nach Bachmetjews Meinung im Kampfe gegen Krankheitserreger liegen. Die Tuberkelbazillen z. B. gehen bereits bei 6 Grad Kälte zugrunde. Stellen wir uns vor, daß ein an Tuberkulose Erkrankter zu einem Eisklumpen verwandelt, im Zustande der Anabiose zwischen Tod und Leben schwebt. Seine Temperatur wird sicherlich unter 6 Grad Kälte gesunken sein. Und wenn er erwacht, dann wird es buchstäblich ein Erwachen zu neuem Leben sein. Die unsichtbaren Feinde, die an seinem Leben zehrten, sind dahin. Den Ungläubigen, die an der Möglichkeit zweifeln, daß der Menschenorganismus eine derartig starke Abkühlung überhaupt je ertragen wird, hält Bachmetjew wissenschaftlich beglaubigte Fälle von Wiedererwachen bereits gänzlich Erfrorener entgegen.

Indes, die beste Entscheidungsinstanz wird in diesem wie in jedem wissenschaftlichen Streite die Erfahrung sein. Prof. Bachmetjew ist jetzt daran, seine Versuche auf Mäuse, Kaninchen und Affen auszu dehnen. Die Gelehrten, aber auch die Laienwelt hat alle Ursache, den Ergebnissen dieser Versuche mit größter Spannung entgegenzusehen.

V. Th

Hauswirtschaft.

Vom Verderben aufbewahrter Hühnereier. Zu den wenigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, die jedermann aus eigener Erfahrung erwirbt, gehört sicherlich die „Naturgeschichte der verdorbenen Eier“, denn im allgemeinen vergeht außer dem Frühling wohl kein Monat, in dem nicht wenigstens einmal der Geschmack dieses treffliche und niemals irrende Naturforschergorgan anzeigen würde, daß in dieser oder jener Speise das hineinverarbeitete Ei nicht „tadellos“ war. Es ist nur den wenigsten bekannt, daß die Ursache des Verderbens der Hühnereier eine Reihe von Bakterien ist, die sich sowohl im Eiweiß, besonders aber im Dotter einnisten und dort die Zerkügelungen bewirken, deren Hauptprodukt, das Hydrogensulfid, jedermann bei dem Gedanken an den Geruch „fauler Eier“ in Erinnerung ist.

Es hat sich nun neuestens herausgestellt, daß die meisten dieser Mikroben nicht von außen in das Ei eindringen, da sowohl die Kalkschale einen mechanischen Schutz abgibt, wie auch das Eiweiß Schutzwirkungen entfaltet und sogar schon eingedrungene Bakterien tötet. Die Infektion erfolgt vielmehr in den meisten Fällen schon bevor das Ei noch mit einer schützenden Kalkhülle umgeben ist, nämlich im Innern des Mutterkörpers.

Diese Erkenntnis erklärt es, warum trotz sorgfältigster Konservierung in Sägespänen, Holzstohle, Salz oder Wasserglas doch immer ein ansehnlicher Prozentsatz der aufbewahrten Eier unbrauchbar wird, vor allem, warum sich bei mehrmonatigem Aufbewahren der Geschmack der Eier ändert und man es ihnen anmerkt, daß sie nicht frisch gelegt sind. Die meisten der in ihnen hausenden Bakterien sind nämlich völlig unschädlich, bewirken aber doch auch ohne Massenvermehrung eine den Geschmack beeinflussende, wenn auch geringe Zerkügelung. Am besten bewahrt sich hierbei noch das Einlegen in 10 Proz. Wasserglas, namentlich wenn die Eier noch mit einem Firnis überzogen werden.

Unter dem Eindruck dieser Kenntnisse hat sich nun eine neue Aufbewahrungsmethode der Hühnereier herausgebildet, die bei geringen Kosten fast völlige Sicherheit gegen das Verderben gewährleistet. Sie beruht einfach darauf, daß, wenn man schon die Infektion nicht verhüten kann, man die Vermehrung der Mikroben verhindert. Dies geschieht am besten durch Kälte. Bei etwa 0 Grad vermehren sich die Bakterien nicht. Man bewahrt also die Eier in reinen, gut gelüfteten und relativ feuchten Kühlräumen von ständig 0 Grad Temperatur ohne weitere Präparation auf und hat so erzielt, daß sie auch sechs und sieben Monate lang, den „nussigen“ Wohlgeschmack frisch gelegter Eier beibehalten. Feucht muß der Kühlraum sein, da sonst die Eier durch Trocknen schrumpfen.

Die Methode, die sich rasch verbreitet und als eine Wohltat für den Eierhandel von großer Bedeutung ist, hat nur den einen Nachteil, daß man die Eier entweder nach ihrer Entnahme aus dem Kühlraum verbrauchen oder vor dem Versand in einem Raum von 4-6 Grad Celsius etwas lagern lassen muß, da sie sonst noch nachträglich verderben.

Meteorologisches.

Die Höhe der Wolkenarten. Wenn auch erhebliche Verschiedenheiten in der Höhe der einzelnen Wolkenarten bestehen, so sind diese doch innerhalb gewisser Grenzen auf bestimmte Schichten über der Erdoberfläche beschränkt. Am tiefsten liegt selbstverständlich der Nebel, der den Erdboden berühren kann. Er wird von der Witterungskunde nicht eigentlich als eine Wolke bezeichnet, doch nennt man die Stratuswolken auch gehobene Nebel. Sie befinden sich aber bereits in einer durchschnittlichen Höhe von 49 Meter über der Erdoberfläche. Es folgen die eigentlichen Regenwolken, die als Nimbus bezeichnet werden. Ihre mittlere Höhe liegt bis 1080 Meter, jedoch erreichen sie in der Nischform mit Haufenwolken (Cumulonimbus) weit größere Höhen zwischen 2500 Meter an der Basis und 5500 Meter an ihrem Gipfel. Die echten Haufenwolken reichen von 1450 bis 2180 Meter Höhe. Sie gehen dann in andere Abarten über, die als Schichthaufenwolken und Höhenhaufenwolken bezeichnet werden und 1820 bis 3680 Meter über der Erdoberfläche schweben. Noch beträchtlich höher hinauf steigt eine merkwürdige Wolkenart, die durch ihre Gestaltlosigkeit an den gehobenen Nebel erinnert und daher als Höhenstichtwolke (Altostratus) in die Liste der Wolkenformen eingereiht wird. Sie reicht nach den besten Ermittlungen bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 5790 Meter auf. Damit ist das Reich der Wolken aber noch lange nicht zu Ende, denn jenseits von etwa 5800 Meter Höhe beginnt die Zone der Eisklumpen. Der Form nach werden sie durch die bekannten Federwolken (Cirrus) dargestellt. Bilden diese durch einen sehr massiven Zusammenschluß einen Uebergang zu den Haufenwolken, so ist ihre Höhe verhältnismäßig gering und auf 5830 Meter zu veranschlagen. Die Zwischenform zwischen Feder- und Schichtwolken (Cirrostratus) ist dagegen erst in Höhen von 7850 Meter zu finden, und die eigentlichen Federwolken in ihrer reinsten Entwicklung werden gar erst in einer Höhe von rund 9000 Meter gebildet. Sie bestehen lediglich aus Eiskristallen. Die Wassertropfen in den Wolken können übrigens sehr verschiedene Größen besitzen. Ihr Durchmesser beträgt in einem Nebel nur zwei Hundertstel Millimeter, kann dagegen in den dicken Tropfen eines tropischen Regens bis auf 7 Millimeter wachsen.